

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 360. Wie mer also da im Beste Duhn un Kreime beifamme hode, geht die Dier auf un wer kommt herin? unsern Thierherer Thierherer! Well, ich sin puttiner umgefalle! Dente Se nur emal so e Surpreis! Wei, ich hen mich an mein Stuhl festgehalte sonst war mich schuhr genug ebbs gehappend. Un geschmeilt hat er wie alles un zu Jedes er hingange und hat Händs mit geschickt un hat gesagt: „Haudibuh, Jungfrau von Ruh-Driens!“ Well, alles is ein Herz un eine Seele gewese un ich möcht auch emal den sehn, wo pege so un freindliche Mann mien un eldich sein kann. Die Wedesweilern hat ihn gleich gefragt, e paar Dag zu sehn, bis er von seine Strapaze e wenig riefortwert hat un sie deht auch dazu sehn, daß er e gute Suht krieger deht un e paar diefente Schuß, so daß er in sein Bihne-Enterpreis nit gehampert war. Dan hen ich mich off Kohes auch nit lumpe lasse könne un ich hen gesagt: „Thierherer, wenn Se bei die Missus Wedesweilern sehn wolle, dann hen ich off Kohes kein Abscheddtsche dagege, awer wenn Sie priefiere in den Hotel zu stoppe dann sin ich willings e ganze Woche Ihre Ihr Hofrd zu bezahle.“ Bei Galt da hat sich awer en edler Weltkrieger entwidel. Jedes hat etwas mehr dahn wolle, wie das annerer und wie mer all durch wore, da hat der Kunde so viel Pramiffes gehabt, daß er ganz gut for e halmes Jahr an uns lewe hätt könne. Er hat dann en artig schöne Spielfisch gemacht un hat gesagt, wenn er jemals wider in die Konbischen komme deht, daß er immer Fondz zu verzieche hätt, dann deht er alles wider gut mache. Die Piepels in Schenerell, wäre immer gut zu ihn gewese, awer mir dehte doch einiges biete un er deht uns das in sei ganzes Leve nit gegesse. Ich kann Ihre sage, er hat so gar Thüne verpasse un die wore schemmjein, das könne Se mich glauwe. Wihler Githhor, es gude mebbie fulfisch, wenn ich so ebbs sage, awer was wahr is, muß wahr bleibe: ich gleiche en Mann greine zu sehn! Wiffe Se, e Wimmen duht ja einige Zeit wenn es gewünscht wird greine; se hat immer e paar Thiers redig wenn se bahle will, awer bei en Mann is das different. Wenn en Mann greine duht dann komme die Tiefes von sein Herz un von seine Sohl un es zeigt, daß er wirklich getoscht is un mehr will mer ja auch gar nit, wenn mer Jemand gut duht.

Well, wie die Richtung immer war, da hen mer uns amiffert zu biet die Bänd; der Thierherer hat e ganze Zeit schöne Behems vorgebedlamationirt, Sache wo mer agraint hen un Sache wo mer gelacht hen, daß mich puttiner mein Corfettekennel gebohlet is. Es war zu schön. Die Wedesweilern hat so viel Drinks herbei geholt, wie mer nur gebraucht hen un da hen ich dran nohstiffe könne, daß se sich auch artig gefreht hat immer den Thierherer Gegenwürdigkeit. Welche wenn der Wedesweilern da gewese war, dann hätt se auch nit so liberell gedahn, awer die Mensofhts sin erei komme. Wie die den Thierherer gefehn hen, da wore se erscht baff! Dann hot awer mei altes Kameel von Whilpp gebalret: „Da is der Lump, uff ni!“ un wie die Terte hen sich die Fellerich uff den arme Thierherer gesterz un hen

ihn ganz schredlich verwischt. O me, o me, was hot der seine Schmitt kriegt! Un dabei hen es die Kaudies so gemeneischt, daß se nit all zu die namlische Zeit druff los gekloppt hen, noster, se hen ihre Törns genome un erscht hat sich einer ganz gebödig fertig gemacht befor daß dem nächste seine Törn komme is. Den Weg hat der arme Kunde sinwe verschidene Lidings kriegt un wie se mit ihn durch ware, da hat er geguckt, als ob er in e Dreicknamaschien gewese war. Der letzte Akt war der, daß se den Thierherer die Dier enaus an die Stritt geschmiffe hen un ich hen mit meine eigene Auge gesehn, wie der Wedesweilern der Kaudie, ihn noch en Kid gege seine Hinnerfront gewese hat, daß er an die Stritt noch en Sommersag geschlage hat, wie der dumme August in den Herluß. Ich kann Ihre sage, mit robe Meniche kann ich mich nit vertragen un ich hen wie mer auf deitsch, saae duht, kein Juhs for sie. Mit beste Riegards

Yours Lizzie Hanfstengel.

Vorgebeugt.
Wirth (als Grobian bekannt, zu seinen Leuten): „Geht's mal alle naus, damit ihr nit hört, sonst müßt ihr am End' gegen mi zeugen. Ich muß dem Apotheker, der mein Bier schlecht g'macht hat, was durch's Telephon sagen.“

Ein Fährer.
Frau: „Da ist eine Händlerin, die abgelegte Sachen kauft, Männchen!“
Mann: „Hast Du denn welche?“
Frau: „Darüber wollte ich eben mit Dir reden; was gedenkst Du mir in diesem Jahre neues zu kaufen?“

Vosthaft.
Herr: „Sie werden doch natürlich auch einen Beitrag zum Kinder-Asyl zeichnen?“
Schiffkeller: „Warum?“
Herr: „Nun, damit die Welt doch einmal ein gutes Werk von Ihnen sieht.“

Schlanberger.
Kommitte: „Sag' mal, wie hast du es ange stellt, daß dein Onkel, der Geheimrath im Berliner Auswärtigen Amte, der deine Pumpbriefe sonst immer ungelassen in den Papierkorb warf, diesmal dein Schreiben gelesen hat?“
Studiosus: „Ich habe den Pumpbrief in englischer Sprache abgefahst.“

Chemisches.
Lehrer: „Wer kann mir sagen, was mit Gold geschieht, wenn man es eine Zeitlang im Freien liegen läßt?“
Schüler: „Es wird gestohlen!“

Uebertroffen.
1. Mutter (einen Brief ihres studirenden Sohnes lesend): „Die Briefe meines Sohnes treiben mich stets an's Wörterbuch.“
2. Mutter: „Das ist noch gar nichts. Meines Sohnes Briefe treiben mich immer zur Bant.“



Unbeabsichtigte Grobheit.
Die Ältere: „Was mein Mann geworden ist, hat er nur sich selbst zu verdanken. Dagegen weiß ich, daß viele Männer ihr Emporkommen und ihre Karriere nur den persönlichen Reizen ihrer Gattinnen verdanken.“
Die Jüngere: „Sie haben Recht! Niemand könnte Ihrem Herrn Gemahl diesen Vorwurf machen.“

Schmeichelhaft.
Tänzer: „Es macht mich überglücklich, mein gnädiges Fräulein, daß Sie mir gleich die erste Quadrille bewilligt haben, während Sie vor einigen Tagen mir erst die fünfte in Aussicht stellten.“
Dame: „Ja, wissen Sie, Herr Brummingger, ich will's überstanden haben!“



Am Tag vor der Mi-Careme wurde ein Ochse über die Boulevards geführt. Er gehörte ja eigentlich nicht dahin, aber das war auch kein gewöhnlicher Ochse; es war ein landwirthschaftlicher Preisochse, den man mit rothen Bändern geziert und dem man einen Blumenkranz zwischen die Hörner gebunden hatte. Er war ein Prachtexemplar seiner Gattung und so groß, daß er von weitem irgendeinem fabelhaften Flußpferd glich. Die Menge bewunderte ihn sehr und bereitete ihm viele Huldigungen, und die Damen trauten ihm mit ihren zarten Fingern den Kopf. Er schien sich aber aus all diesen Huldigungen nicht viel zu machen. „Ante er, daß ihn dieselben Bewunderer nach kurzer Zeit umbringen und verschlingen werden und daß sein Ruhm in ihrem Magen ein kurzes Ende findet? Er wäre nicht das erste Kindvieh, das im Triumph über die Boulevards geführt und nachher zum öffentlichen Schauspiel abgeschlachtet worden ist. Aber diesem Viehfürher ähneln ein bißchen die Politiker, die aus der Revolution ein Programm machen, die sich nicht genug thun können mit dem Selbstbestimmungsrecht, dem Koalitionschutz der Menge, mit dem Recht der Staatsbeamten, Syndikate zu bilden, und die sich dann wundern, wenn diese Genossenschaft ihnen das Leben ruher machen. Die Syndikate der Postbeamten verlangen, der Staatssekretär Simpan solle zurücktreten; er gefällt ihnen nicht, basta! „Thut man uns nicht unsern Willen, so fireiten wir, verlassen den Dienst und bringen die ganze öffentliche Maschine in Unordnung. Ihr schreit, ihr nennt das Aufbruch? Aber ihr habt uns ja

Vom Pariser Postreit.
Ein Riesengelächter müßte ertönen von einem Ende der Boulevards bis zum andern über Paris, das die Mi-Careme (Fasnacht) feierte und sich dabei ärgerte, daß man ihm zur Feier des Tages eine wirkliche kleine Revolution beschereit hatte. Denn es ist eine Revolution im Kleinen, daran ist gar nicht mehr zu zweifeln. Paris ist wieder zu Zuständen zurückgekommen, wie sie zu den Zeiten der Belagerung und des Krieges waren. Man empfängt keine Briefe, man kann keine abgeben lassen, man bekommt keine Zeitungen, und der sorgende Vater, der etwa einem in Paris studirenden Sproßling Geld schicken will, mag sehen, daß er den Mammon selbst hinbringt. Die Herren Briefträger rühren sich nicht. Die Sorgen der Bourgeois sind ihnen gänzlich gleichgültig. Sie sehen unthätig in den Sälen und Bureaus, wo sie sonst arbeiteten, oder sie spazieren in den Straßen, die Zigarette im Munde, und besehen sich die Wagen des Festzugs. Süßlich dieser Festzug, was? Auf hohem Wagen thront die reizende Augustine Orhac, eine ammutige Brünnette, die diesmal zur Königin der Königinnen erwählt worden ist, dahinter ihre andern Mitköniginnen, von denen einige aus Ostende gekommen sind, in offenen Landauern die Festaussehüße und die Municipalgardisten hoch zu Ross. Das zieht unter dem Geschrei der Menge von Notre Dame aus nach dem Esplan, wo Herr Fallieres die Königin durch seinen Sekretär empfangen läßt, dann über die großen Boulevards zurück nach dem linken Ufer. Der Besuch bei der Polizeipräsidentur unterbleibt — Herr Lepine hat heute ganz andere Sorgen als Königinnen zu empfangen!

Ich trete in ein Postamt, um einige Briefmarken zu kaufen. Man betrachtet das in diesen Tagen als eine Demonstration. Der sonst so belebte Raum ist leer, mein Kommen erregt freundschaftliches Aufsehen. Hinter der Schranke treiben sich einige Beamte herum, sich die Hände am Ofen wärmend, und offenbar tiefe politische Gedanken austauschend. Die meisten Schalter sind unbesetzt; eine Tafel mit der Aufschrift „Hier: läßt darüber keinen Zweifel.“ Ich bitte um vier Marken zu fünfzig Centimes. „Keine Antwort.“ Sie haben doch Marken, wie die Aufschrift hier besagt?“ bestehe ich. „Ich habe Marken, aber ich verkaufe sie nicht!“ entgegnet der Mann mit verbindlichem Lächeln. Ich ziehe mich mit Würde zurück; da ist nichts zu machen. Meine Abbitte war natürlich nicht, eigentlich Marken zu kaufen, die ich im nächsten Tabakladen genug bekommen. Aber der Zustand der Postämter in Paris ist jetzt interessant. Ein Viertel leicht schließt ganz, in andern wird gar nicht gearbeitet, in den meisten sind anstatt 10 oder 12 Beamten vielleicht zwei. Man bekommt nichts, kein Telegramm wird angenommen, keine telephonische Verbindung hergestellt. Es gibt Leute, deren Nerven für diesen Zustand nicht gemacht sind, und sie mögen Ursache haben, ungeduldig zu werden. Einen Herrn sah ich ein Postamt verlassen, der wütend war, weil er ein Telegramm nicht aufgeben konnte, und der bekannte, daß er seit drei Tagen keine Briefe und Drucksachen empfangen habe. Er rief im Zorn aus: „Ah, das wird mich lehren, diesen Schlingensiefel noch einmal Neujaresgeschenke zu geben!“ Regen Sie sich nicht auf, mein Herr! In der Politik hat weder der Zorn noch der Vergesslichkeit Daseinsberechtigung. Aber wahr ist, daß niemals ein Postamt stand, sobald er länger als 24 Stunden dauert, irgendwelche Sympathie im Publikum haben wird.

Am Tage vor der Mi-Careme wurde ein Ochse über die Boulevards geführt. Er gehörte ja eigentlich nicht dahin, aber das war auch kein gewöhnlicher Ochse; es war ein landwirthschaftlicher Preisochse, den man mit rothen Bändern geziert und dem man einen Blumenkranz zwischen die Hörner gebunden hatte. Er war ein Prachtexemplar seiner Gattung und so groß, daß er von weitem irgendeinem fabelhaften Flußpferd glich. Die Menge bewunderte ihn sehr und bereitete ihm viele Huldigungen, und die Damen trauten ihm mit ihren zarten Fingern den Kopf. Er schien sich aber aus all diesen Huldigungen nicht viel zu machen. „Ante er, daß ihn dieselben Bewunderer nach kurzer Zeit umbringen und verschlingen werden und daß sein Ruhm in ihrem Magen ein kurzes Ende findet? Er wäre nicht das erste Kindvieh, das im Triumph über die Boulevards geführt und nachher zum öffentlichen Schauspiel abgeschlachtet worden ist. Aber diesem Viehfürher ähneln ein bißchen die Politiker, die aus der Revolution ein Programm machen, die sich nicht genug thun können mit dem Selbstbestimmungsrecht, dem Koalitionschutz der Menge, mit dem Recht der Staatsbeamten, Syndikate zu bilden, und die sich dann wundern, wenn diese Genossenschaft ihnen das Leben ruher machen. Die Syndikate der Postbeamten verlangen, der Staatssekretär Simpan solle zurücktreten; er gefällt ihnen nicht, basta! „Thut man uns nicht unsern Willen, so fireiten wir, verlassen den Dienst und bringen die ganze öffentliche Maschine in Unordnung. Ihr schreit, ihr nennt das Aufbruch? Aber ihr habt uns ja

selbst das Recht der Genossenschaftsbildung bevoilligt! Jetzt drehen wir den Stief gegen euch und die Zeit der Blumen und der Bänder ist vorbei.

Der Himmel schien sich am Tage der Mi-Careme ebenso zu ärgern wie die Pariser. Denn gerade als der Festzug sich in Bewegung setzte, brach ein Regen los, der ununterbrochen bis zum Abend anhielt. Alles triefte, die Schutzdächer der Cafés, die hellen Toiletten der Festköniginnen, die bunten Wagen, die blanken Uniformen der Gardisten. Confetti und Luftschlangen, die in der Luft umherflogen, verwandelten sich nach kurzer Zeit in einen schmutzigen Papierbrei von unbestimmbarer Farbe, der die Boulevards zu einem Kolbmeer machte. Das hinderte die Menge nicht, bis um Mitternacht zufrieden-stumpffinnig auf den Bürgersteigen umherzutrotten und sich Düiten mit Confetti über den Kopf zu schütten. Cafés und Restaurants waren nicht besonders gefüllt und zeigten nicht entfernt das frühere Leben solcher Tage. Die Pariser Mi-Careme ist wohl ziemlich in demselben Sinne wie der Karneval eine überjährige Geschichte. Ihre Glanzzeit war wie die des Karnevals unter Louis Philippe, wo mit den Masken viel mehr Freiheit getrieben wurde, wo die „Descente de la Courtille“ (das Herabsteigen der Masken am Aichermittwoch von den Vorstadt-Karabazets auf die Boulevards) ein Hauptfest war, wo der Beuf gras in feierlichem Zuge über die Boulevards geführt wurde und das alles nach einem wirklichen Volksfest ausah. An der gestrigen Mi-Careme konnten die Pariser die Aufrufe des Streikkomites lesen. Man sah ungenüßlich viel Soldaten, und das Hauptpostamt und seine Umgebung waren mit Hunderten von Schulzeugen besetzt. Volkstanz, Volkstanz, wo bist du hin?

Die Papageien der alten Römer.
„O unglückliches Rom“, rief der strenge Senor Marcus Porcius Cato aus, „in welche Zeiten sind wir verfallen, da die Weiber Hunde auf ihrem Schooße ernähren und die Männer Papageien auf der Hand tragen!“ Oneffrit, der Feldherr Alexanders des Großen, brachte zuerst die Papageien als Hausvögel aus Indien nach Griechenland und führte sie auch später in Rom ein. Plinius schrieb diese Vögel in antikaufischer Weise. Ihre Schönheit und Klugheit betruendete sie den Römern so, daß diese Liebhaberei auf öffentlichem Markte erregt wurde. Man setzte sie in Käfige von Silber, Schilfpfann und Eisenblech, ließ sie von eigenen besetzten Lehrern unterrichten, lehrte sie hauptsächlich das Wort „Cäsar“ aussprechen und bediente sich eines besonderen Werkzeuges zu ihrem Unterrichte. Der Preis eines sprechenden Stittchens überstieg oft den Werth eines Stübchens. Ovid fand einen Papagei wilden, dichterisch besungen zu werden, und Helioagal glaubte seinen Gästen nichts Klüftlicheres vorsetzen zu können als — Papageienköpfe. Noch unter Nero kannte man nur indische Arten, späterhin wurden indeh auch afrikanische Papageien eingeführt.

Das er im Dunkeln ert, merkt mancher erst, wenn man ihm ein Licht hinstellt.

König Alfons von Spanien hat ein Orchester dirigiert. Es wird wohl die einzige Gelegenheit sein, wo er zum Dirigieren kommt. In der Politik befragt es Onkel Eduard für ihn und daheim seine Frau.

Ein Richter in New York hat entschieden, daß der Mann nicht allein im Hause sei, sondern sich mit der Frau in die Herrschaft zu teilen habe. Danach hat also der Mann doch gewisse Rechte.

Je mehr ein Mann Geld mit hollen Händen ausgibt, desto eindringlicher wird er seiner Frau das Sparen ans Herz legen.

Jene mexicanischen Indianer, die den Kriegspfad betreten, wollen sich offenbar nicht Crayp Enates Erfahrung zur Lehre dienen lassen, sondern durch eigenen Schaben klug werden.

In South Norwalk, Conn., fütterte ein Polizist, der nebenbei Landwirthschaft betreibt, seine Hüßner so lange mit Schwarzen und Schinkenabfällen, bis ihre Eier den vollkändigen Geschmack von „Ham and Eggs“ annahmen. Vielleicht gibt er jetzt seinen Kühen Trester zu fressen und melkt Rahmpunsch.

Wo Dummheit ins Kraut schießt, gilt Weisheit als Unkraut. Das ist doch sonderbar in dieser Welt, Daß jeder mehr auf seine Weise bulden. Der eine fragt: Was mach' ich mit dem Geld? Der andere: Was mach' ich mit den Schulden?

Ein weiterer Grund für die Erhöhung der Petroleumpreise werde also mit der Aufhebung des Klagefalls wider die Standard Oil Co. nicht vorhanden. Jetzt nicht mehr so viele Stifungen, und der Petroleumpreis kann ein normaler bleiben.

Kaiser Wilhelms lebhaftte Familie.
Der den Berliner Hof vor 50 Jahren gesehen, würde ihn heute kaum wiedererkennen. Damals war er gut bürgerlich, ein Hof, an dem Sparsamkeit mit Mächtigkeit regierte, nur dann und wann durch ein paar feiste, langweilig offizielle Feste untröstlichen.

Mit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers änderte sich das Bild. Allerdings die Würde, das feie Zeremonielle blieb, wurde vielleicht noch verstärkt, auf der andern Seite trat aber an Stelle der früheren Einfachheit eine Entfaltung von Glanz, wie sie dem prunkliebenden Kaiser und auch der neuen Weltstellung der Nation entsprach. Wilhelm II. ist ein geborener Arrangeur und Regisseur, und so wurde in kurzer Zeit der früher vielleicht mittelbedingte kleine preussische Hof zum glänzendsten der Welt.

In jüngster Zeit ist eine neue Wandlung vor sich gegangen; der Berliner Hof ist jetzt auch der lustigste Hof der Welt. Und daran ist das weibliche Element schuld, und zwar das jüngere. Wohl an keinem anderen europäischen Hof ist Jugend und Grazie so vorherrschend wie hier.

Bei sechs lebhaften jungen Prinzen, vier davon mit reizenden, lebenslustigen Gemahlinnen, und einer Prinzessin, deren Schmeicheln gegenüber selbst die ernsteste Wiener Papas schon immer versagt hat, ist es eigentlich auch kein Wunder, wenn das Tempo des Hoflebens aus dem Maetoso mehr ins Gracioso oder Animato übergegangen ist, und die würdigen Markgrafen und Könige an den Wänden verwundert manchmal aus ihren Bilderrahmen auf das fröhliche Treiben blicken, das in dem alten grauen Schloß herrscht.

Das heißt, alt und grau steht es nur von außen aus. Innen hat der moderne Geist und Luxus seinen Einzug gehalten. Zwar sind noch alle Hofotot und Barock-Deden und Reliefs, die alten kostbaren Möbel, Bilder und Erinnerungstüde erhalten, daneben aber machen sich die bequemen und schönen Erzeugnisse moderner Kunst breit und geben den alten historischen Räumen neuen Glanz.

Auch die moderne Technik hat ihren Weg in den Palaß gefunden, und die ehemalige Kerzenbeleuchtung hat dem elektrischen Licht Platz machen müssen. Hunderttausende von Glühlampen erfüllen jeden Winkel der 700 Räume mit blendendem Licht. Der weisse Saal, vielleicht für Hofempfang der kleinste in Europa, aber sicherlich der glänzendste, strahlt bei festlichen Gelegenheiten in einem Meer von Licht, das sich in den Riesentrifflonleuchten tausendfältig bricht, um von den Marmor- und Spiegelwänden wieder blendend zurückzu strahlen. Die hier abgehaltenen Feste stehen in ihrer Pracht unerreicht da.

Für den Privatgebrauch der kaiserlichen Familie werden die Zimmer Friedrichs des Großen benutzt, und hier finden auch die intimen Empfänge statt, zu denen stets die ersten Leuchten in Kunst und Wissenschaft, in Industrie und Handel, die Bildhauer, Maler, Schriftsteller, Gelehrten, Erfinder und „Captains of Industry“, eingeladen werden, mit denen der auf allen Gebieten gleich gut beschlagene Monarch sich dann sofort zu einer fachwissenschaftlichen Diskussion in irgend eine gemütliche Ecke zurückzieht.

Und doch, trotz seiner fabelhaften Energie, trotz der staunenerregenden Vielfältigkeit seiner Interessen, trotz der eminenten Beweglichkeit seines Geistes, ist nicht der Kaiser der Mittelpunkt des höfischen Lebens, sondern die Damen des Hofes, die auch an Popularität S. M. mindestens gleichkommen. Das ist erklärlich, denn der weibliche Theil der Bevölkerung kümmert sich naturgemäß mehr als der männliche um „allerhöchste“ Angelegenheiten, und unter denen mehr um die der Kaiserin, der besonders beliebten Kronprinzessin und ihrer Schwägerinnen, als um den Kaiser und seine sechs Söhne.

Die Damen der kaiserlichen Familie geben in Deutschland den Ton an. Sie sind es, deren Vorbild überall eifrig nachgeahmt wird, nicht zum Schaben der deutschen Frauen, die in Bildung und Geschmack während des letzten Jahrzehnts erstaunliche Fortschritte gemacht haben.

Das kann am besten in den englischen und französischen Witzblättern verfolgen, die jetzt seltener die Klüßer so beliebten Karikaturen der schlecht gekleideten deutschen Hausfrau bringen. Was hier die Kaiserin durch ihr Beispiel geleistet, ist nicht weniger des Rühmens werth, als alle die stillen Thaten werthtätiger Nächstenliebe, derentwegen die hohe Frau so allgemein die Liebe des Volkes genießt. Die Kaiserin ist eine vorbildliche Mutter, eine vorbildliche Gattin und Hausfrau, aber auch eine vorbildliche Repräsentantin. So einfach sie sich im Verkehre geben mag, bei festlichen Gelegenheiten ist sie doch ganz Majestät. Und gerade diese mit Würde gepaarte Lebenswürdigkeit hat ihr von Anfang an die Herzen des Volkes gewonnen.

mal in ein und demselben Kleid. Ihre kostbaren Juwelen und Pelze sind prächtig. Dabei wendet sie sich jedoch nicht ins Ausland, wie so viele selbst in der kaiserlichen Familie, sondern patronisirt nur deutsche Geschäfte.

Die Kronprinzessin bezieht ihre sämtlichen Kleider und Hüte aus Paris und eine weltbekannte Modistin kommt alle Augenblicke mit reicher Auswahl der neuesten „Schöpfungen“ nach Deutschland, um es bald darauf mit geringerem Gepäc wieder zu verlassen. Die künftige Herrscherin Deutschlands ist jung, hübsch und lebenslustig, besitzt außerdem ein eigenes beträchtliches Vermögen, was Wunder, wenn sie sich elegant zu kleiden liebt. Auch ihr Gemahl ist kein Kopfhänger alten Arten von Sport ergeben. Aber trotz aller gesellschaftlichen Verpflichtungen findet die junge Mutter doch immer noch Zeit, um mit ihren vom Volk abgöttisch geliebten reizenden beiden Kindern zu spielen und Sunbete von allerbesten Gesichtern turfizern über das Familienglied im Potsdamer Marmorpalais.

Auch Prinzessin Eitel Feil ist eine hübsche elegante Erscheinung, aber ihr mehr kühlere, zurückhaltendes Wesen hat ihr weniger Freunde gewonnen, als sie ihr Gatte besitzt, der jedenfalls der populärste preussische Prinz ist.

Als dritte im Bunde muß man noch die reizende Prinzessin Alexandra nennen, die junge Gemahlin des vierten Kaisersohnes. Sie war während einer Saison in London und dort wie in Deutschland viel bewundert.

Des Kaisers Schweftern Charlotte und Margarethe sind ebenfalls zwei bekannte Figuren am Berliner Hofe, wo sie alljährlich einen größeren Theil der Saison verbringen. Prinzessin Charlotte, die ältere, ist trotz einer späten Junge die populärste Prinzessin Viktoria Luise, ist schon wenigstens für fürstliche Verhältnisse, im heirathsfähigen Alter, aber die Kaiserin wie ihr hoher Gemahl sind beide einer zu frühen Verheirathung abgeneigt, wird doch „Prinzchen“ auch erst im Herbst, nachdem sie ihr 17. Lebensjahr erreicht hat, tonfirmirt werden.

Man hat ihren Namen häufig mit dem des jungen Königs von Portugal in Verbindung gebracht, doch heißt es, daß der Kaiser mit einer solchen Heirath durchaus nicht einverstanden wäre, überhaupt nicht allzu eifrig ist, seinen Sonnenkinder zu verlieren.

Prinzchen mit ihren flatternden Loden, ihren rofigen Wangen und duftigen Kleibern ist nämlich die einzige im Palaß, die keine Angst vor dem Papa hat, wenn er mal finster blickt, und die einzigle, die mit ihrem Lachen und Schmeicheln dem Kaiser die Falten von der Stirn und Sorge undummer aus dem Herzen zu zaubern versteht.

Ein Friedensweib!
„Mein Mann ist furchtbar aufgebrächt, daß ich mit zum Geburtstage ein fedenes Kleid gewünscht habe!“
„Ach, da ist der meinige anders; als ich zu meinem Geburtstage eins haben wollte, hat er sein Wort darüber verloren!“
„Hast Du's denn bekommen?“
„A bewahre!“

Latonisch.
Arzt (der sich hauptsächlich mit Entkristalluren abgibt): „Ihren Bauch habe ich Ihnen weggebracht, jetzt kann ich um das Honorar laufen!“
Patient: „Na, vielleicht werden Sie bei dieser Gelegenheit auch den Thriegen los!“

Nach dem Diner.
Mutter: „Allo der Affessor hat sich noch immer nicht erklärt? Ich sah doch, wie er Dir bei Tisch etwas zuzufüßerte, wobei er die Hand auf's Herz legte!“
Tochter: „Ach nein, auf den Magen... er hatte eine heiße Kartoffel-Feil“ die Gelegenheit beim Schopfe! Wird dir von manchem eingepreßt. Doch oft genug mußst du's erfahren, daß die auch 'ne Perle trägt.“

Die Erhaltung des Friedens auf Kuba hat unferem Lande über sechs Millionen Dollars gekostet. Auch die Humanität kann recht kostspielig werden.

Zu viel verlangt.
Vorstand: „Na, Huber, was bringt bu denn da geschleppt?“
Gemeinbediener: „An Dieb hab' ich bewirft.“
Vorstand: „Ja, wo haste denn den Dieb?“
Gemeinbediener: „Aber Herr Bürgermeister! Mit bene vollen Händen!“